

Die Realität hinter der Realität

FESTIVAL DES DEUTSCHEN FILMS: Andrea Roggon hat ihren ungewöhnlichen Debütfilm „Soy Libre – Ich bin frei“ auf Kuba gedreht

VON NICOLE HESS

Andrea Roggons Debütfilm „Soy Libre – Ich bin frei“ spielt in einem weit entfernten Land. Seine Themen Freiheit, Schicksalsergebenheit und die Sehnsucht nach einem besseren Leben sind aber universell menschlich. Dass die 29-jährige Regisseurin vieles in ihrer Dokumentation nur ganz zart andeuten und nicht einmal die Vornamen ihrer Protagonisten verraten kann, hat wiederum mit dieser sehr speziellen Insel zu tun, auf der sie gedreht hat: Kuba ist der Schauplatz.

Wer schon einmal in Havanna gewesen ist, erkennt den Malecón sofort. An der kilometerlangen Uferstraße, an der die verschiedenen Stadtteile aufgereiht sind wie Perlen an einer Kette, kommt man ständig vorbei. Für die Einheimischen ist es ein Treffpunkt und ein Ort, um sehnsüchtig aufs Meer in Richtung USA zu schauen. Die Entfernung nach Miami beträgt von hier aus Luftlinie gerade einmal 350 Kilometer, tatsächlich ist Florida unendlich weit weg.

Am Malecón beginnt Andrea Roggons Film „Soy Libre“, und hierher kommt er immer wieder zurück. Natürlich stellt sich kein Kubaner an einen belebten Platz seiner Hauptstadt und äußert dort offene seine Gedanken über Freiheit, Revolution, die Castro-Brüder und die sozialistische Diktatur, in der er lebt. Und es wäre genauso gefährlich, Kubaner an irgendeinem anderen Ort beim Äußern kritischer Gedanken zu filmen. „Man kann sich so etwas immer schön ausdenken, aber letztendlich



Hat es geschafft, in Havanna kritische Stimmen über Kuba einzufangen: Regisseurin Andrea Roggon. FOTO: KUNZ

gefährdet man die Menschen, und das ist das Letzte, das ich will“, sagte Andrea Roggon bei ihrem Besuch auf dem Festival des deutschen Films. „Und schlimm wäre auch, wenn sie aus Angst nicht das sagen, was sie wirklich denken.“

Die Lösung, die sie gefunden hat, besteht darin, Bild und Ton zu trennen. Während eine Stimme zu hören

ist, sieht man ein Gesicht, und die beiden Personen haben nichts miteinander zu tun. Bis auf eine Ausnahme: Andrea Roggon ist es gelungen, die weltberühmte regimiekritische Bloggerin Yoani Sánchez („Generación Y“) in Havanna zu finden. Zu ihrem Auftritt im Film musste sie dann nicht überredet werden. „Es klingt paradox, aber für sie bedeutet die Öff-

entlichkeit Schutz“, sagt Roggon. „Der Staat Kuba kann es sich nicht erlauben, ihr etwas anzutun.“

Dass die Unzufriedenheit in der Bevölkerung riesengroß ist, hat Andrea Roggon recht schnell nach ihrer ersten Ankunft auf Kuba festgestellt. Ihre Hochschule, die Filmakademie in Ludwigsburg, ermöglichte ihr 2006/2007 einen neunmonatigen

Austausch mit Studium an einer Filmschule außerhalb von Havanna. „Dinge, die man für selbstverständlich hält, beginnt man plötzlich in Frage zu stellen“, sagt sie. „In allererster Linie gilt das für den Umgang mit Zeit.“ Sie fand Freunde unter den Kubanern, und man begann offen miteinander zu sprechen. Und schließlich entdeckte Andrea Roggon, „dass es eine Realität gibt und dahinter noch eine andere, die vielleicht sogar sehr viel realer ist“. Für das Land hatte sie sich schon als 15-Jährige interessiert und in verschiedenen Rot-Tönen nach Grad der Dringlichkeit markiert. Oder wie man Termine in seinen elektronischen Kalender einträgt und mit den Terminen anderer Nutzer elektronischer Kalender abgleicht.

Leider habe ich vergessen, den Referenten zu fragen, ob ein Programm auf dem Markt ist, das so funktioniert: Man gibt alle Vorstellungen des Filmfestivals ein und dazu die Dinge, die man an diesen zehn Tagen sonst noch zu tun hat (arbeiten, essen, Stadtfest, schlafen), drückt eine bestimmte Taste und bekommt als Ergebnis einen ausgeklügelten Plan. Wer sich an ihn hält, hat am Sonntagabend alle Filme gesehen.

Mein Kumpel C. hat genau diesen Anspruch jedes Jahr, und so ein Programm würde ihm sehr weiterhelfen. Sie müssten mal seine altmodische Zettelwirtschaft sehen. Ausdrücke in verschiedenen Farben trägt er mit sich herum, um handschriftliche Durchzeichnungen aktualisiert. Er operiert mit einem grünen Textmarker und Symbolen für potenzielle Begleitungen. Für mich hat er einen quer verlaufenden Strich, der dem Logo der Deutschen Bank ähnelt. Jedenfalls konnte er es tagelang drehen und wenden, am Ende blieb immer genau ein Film übrig wie die Schrauben bei den Ikea-Möbeln, die nirgendwo mehr hinpasse. Dieser Film war ausgerechnet, und das stimmt wirklich, „Das System“.

ST(R)ANDBILDER

Wie man es schafft, alle Filme zu sehen



Nicole Heß

Vor zwei Wochen war ich bei einer Software-Schulung. Dort haben wir allerhand sehr nützliche Dinge gelernt. Zum Beispiel, wie man in seinem Mailprogramm Aufgaben definiert und in verschiedenen Rot-Tönen nach Grad der Dringlichkeit markiert. Oder wie man Termine in seinen elektronischen Kalender einträgt und mit den Terminen anderer Nutzer elektronischer Kalender abgleicht.

Leider habe ich vergessen, den Referenten zu fragen, ob ein Programm auf dem Markt ist, das so funktioniert: Man gibt alle Vorstellungen des Filmfestivals ein und dazu die Dinge, die man an diesen zehn Tagen sonst noch zu tun hat (arbeiten, essen, Stadtfest, schlafen), drückt eine bestimmte Taste und bekommt als Ergebnis einen ausgeklügelten Plan. Wer sich an ihn hält, hat am Sonntagabend alle Filme gesehen.

Weil die vergangene Woche recht anstrengend war, habe ich am Montag den Feierabend auf den späten Nachmittag verlegt und sah plötzlich eine Fülle von Möglichkeiten vor mir: Shopping? Schwimmbad? Schlafen? Ich habe mich dann spontan dazu entschlossen, auf die Parkinsel zu fahren und mir einen Film anzuschauen. Zufällig lief gerade – genau. Ich werde später meinem Kumpel eine E-Mail schreiben und ihm erzählen, wie der Film war. Aber jetzt muss ich mich beeilen, damit ich alle Aufgaben und Termine schaffe, die ich für heute in meinen rot eingebundenen Kalender eingetragen habe und mit einem Kugelschreiber auf einen Notizblock gekritzelt. Den Kugelschreiber gab's bei der Schulung. Ein wirklich tolles Geschenk.

Mit der U-Bahn zum Set und wieder nach Hause

FESTIVAL DES DEUTSCHEN FILMS: Der Schauspieler André Hennicke hat in Johannes Nabers „Der Albaner“ nicht viel zu sagen

VON NICOLE HESS

Nur ein paar Sätze hat André Hennicke in Johannes Nabers Spielfilmdebüt „Der Albaner“ zu sprechen. Geld hat der Schauspieler für die Arbeit nicht bekommen, und bis zu seinem Besuch beim Filmfestival in Ludwigshafen hatte er nicht einmal den Film gesehen. Er kam einfach für einen Tag aus Berlin angefahren, weil er es hier „sehr romantisch“ findet und gerade Zeit hatte. Inzwischen ist er schon in Wien.

In der österreichischen Hauptstadt dreht Hennicke gerade für das ZDF das Weihnachtsmärchen „Der Eisenhans“. „Ich bin der Böse, der am Ende vom edlen Helden besiegt wird“, sagt der 52-jährige und lässt ein lau-

tes Lachen hören, das tief aus der Kehle kommt. Solche Rollen liegen ihm am meisten: „Energie haben, rumschreien, Leute ansprechen. Andere Leute haben einen Boxsack, ich habe meine Arbeit.“ Und er spielt nicht nur in den großen Fernsehfilmen, sondern gerne auch in Arthouse-Produktionen: „Filme, in denen man ‚Scheiße‘ sagen kann und ‚Fick dich‘. Menschliche Tiefen eben.“ Vier Filme dreht er in diesem Jahr, und parallel arbeitet er an seinem zweiten Roman, einem „Berlin-Stoff“.

Sein Auftritt in „Der Albaner“ ist zu schnell wieder vorbei, als dass Hennicke Dinge extrem hätte ausloten können, wie er selbst sagt. Um die Rolle eines Apothekers zu spielen, ist er einfach eines Abends in Berlin mit der U-Bahn zum Set gefah-

ren und ein paar Stunden später wieder nach Hause. Das Drehbuch hatte er nur überflogen. Im Prinzip ging es nur darum, dem Produzenten Boris Schönfelder, mit dem er Jahre zuvor den Thriller „Antikörper“ gedreht hatte, einen Gefallen zu tun. Im nächsten Projekt, dem Horrorfilm „Zimmer 205“, hatte er dann wieder eine größere Rolle. „So läuft es im Filmgeschäft.“ Hennicke lässt wieder so ein kehliges Lachen hören.

Tatsächlich ist der von ihm verkörperte namenlose Apotheker in „Der Albaner“ zu diesem Zeitpunkt des Films die einzige Figur, die ein wenig menschliche Wärme verkörpert. Er hilft dem jungen Albaner Arben (Nik Xhelilaj) und seinem auf der Straße aufgelesenen Kumpel aus der Obdachlosigkeit und versorgt den Kum-

pel mit dringend benötigten Medikamenten. „Schon als ich die Rolle geschrieben habe, war meine Traumvorstellung, dass André sie spielt“, sagt Naber. „Das ist für mich eine Perle in dem Film.“

Der Regisseur ist einige Tage beim Festival des deutschen Films geblieben, um mit dem Publikum ins Gespräch zu kommen. Und um immer wieder klarzustellen: Es ist kein deutscher Film, es ist eine deutsch-albanische Produktion. Sehr spannend an dem Werk ist tatsächlich, dass es Deutschland als das fremde Land zeigt und dem Zuschauer eine ganz ungewohnte Sicht von außen auf Berlin ermöglicht. Aus den Augen eines illegal hier lebenden Einwanderers betrachtet, werden die Stadt und das Land plötzlich ganz fremd.



Spielt auch gern den Bösewicht: André Hennicke. FOTO: KUNZ

Dank an Oma Frieda

Jazzsaxophonistin Alexandra Lehmler in Oggersheim

VON RAINER KÖHL

Eine Frau am Saxophon ist eher selten anzutreffen. Im Falle von Alexandra Lehmler ist sie gleich noch die Bandleaderin. Das Quartett der Mannheimerin gastierte bei den Jazz-Matinee im Biergarten des Mayerbräu in Oggersheim.

Eine neue CD hat die Saxophonistin gerade in Planung, einige der neuen Kompositionen waren bei dem Ludwigshafener Konzert bereits zu hören. Etwa „MO“, ein Stück, in dem Alexandra Lehmler ihre Liebe zu Orientalismen genüsslich auslebte. Im Intro fanden sich sanft und in engen Intervallen geschlängelte Melodien, gespielt auf dem warm strömenden Altsaxophon.

Ihrem Hauptsponsor ist der Titel „Frieda“ gewidmet: Frieda ist Alexandra Lehmlers Oma und die ist immer da, wenn das Instrument mal eine Finanzspritze für die Reparatur braucht. Tänzerische Melodien spielte sie hier auf dem Sopransaxophon, das Ganze rhythmisch unterlegt von Rodrigo Villalon am Schlagzeug. Auch Matthias Debus, Ehemann der Saxophonistin, leistete seinen Beitrag zum musikalischen Porträt der Oma und zupfte aus seinem Kontrabass ein warm swingendes Solo. Auch die Saxophonistin ließ ihr Instrument in den schönsten Klangfarben erblühen: Oma Frieda kann sich freuen, ihr Geld ist gut angelegt.

Reiche Klangfarbe brachte auch Daniel Prandl in sein Spiel auf dem E-Piano, bald im Klaviersound, bald im satten Fender-Rhodes-Klang. Seine spielerische Klasse setzte er dabei ins schönste Licht, etwa in Matthias Debus' Komposition „Nach der Rodung“, dessen unwegsame Harmo-



Alexandra Lehmler beim Auftritt bei Mayerbräu. FOTO: KUNZ

nik der Pianist für ein weit ausgefeiltes Solo nutzte. Seine spielerische Virtuosität demonstrierte Prandl beim Titelsong der aktuellen Quartett-CD „Die Welt von unten gesehen“: kraftvoll rasant rauschen dabei klassisch-romantische Einflüsse auf. Einmal mehr ließ der Pianist, der ansonsten bei Sarah Lipferts Ensemble Ballroom in die Tasten greift, erkennen, dass er zu den großen Musikern auf seinem Instrument gehört.

In Lehmlers Quartett ist jede Stimme reich erfüllt, da gibt es nichts nebenbei. Und auch die Balladen waren kaum zum Ausruhen da, sondern von tiefem Gefühl durchtränkt wie Debus' wunderschönes „All alone“. „Paris triste“ schrieb Alexandra Lehmler bei einem Paris-Aufenthalt, wo sie viele Stunden in einer engen Kabine üben musste. Die auf dem Sopransaxophon gespielte Ballade hatte dann aber gar nichts Enges, sondern sprühte vor Offenheit.

Die Neunte für Japan

Benefizkonzert im Rosengarten mit Orchestermusikern aus Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg

VON REBEKKA SAMBALE

Musiker aus vier Orchestern und Sänger aus vier Chören trafen sich zum gemeinsamen Konzert für den guten Zweck. Zugunsten der Erdbebenopfer in Japan stand im Rosengarten Beethovens neunte Sinfonie auf dem Programm. Dirigent war Mannheims GMD Dan Ettinger.

Wenn Musiker aus verschiedenen Orchestern gemeinsame Sache machen, dann ist das oft von historischer Bedeutung. Als sich an Weihnachten 1989 Musiker aus Großbritannien, Russland, Frankreich, den USA und Deutschland in Berlin unter Leonard Bernsteins Leitung zusammenfanden, war gerade die Mauer

gefallen. Auch damals stand Beethovens monumentale Neunte auf dem Programm, als Ode an die frisch erungene Freiheit. Im Mannheimer Rosengarten war es nun ein trauriger Anlass, der die Orchester der Metropolregion vereinte. Musiker der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz, des Kurpfälzischen Kammerorchesters, des Nationaltheaterorchesters und des Philharmonischen Orchesters Heidelberg musizierten, um die Erdbebenopfer in Japan finanziell zu unterstützen. Das Benefizkonzert wurde auch zu einem musikalischen Ereignis.

Dan Ettinger beim Dirigieren zuzuschauen ist schon ein Genuss. Er schnaufte, streichte sanft und stampfte auf, ließ die Hand beb-

und den Dirigierstab in die Luft stechen. Und all das war nicht übertriebene Gestikulierung, sondern sorgte für ein präzise geführtes Orchester. Das Pianissimo der Violinen und Cello im ersten Satz und wenige Takte später der mächtige Einsatz des gesamten Orchesters im Fortissimo – das war gekonnte Kontrastmalerei. Alles was leise sein sollte, war noch etwas leiser als gewöhnlich und die lauten Passagen waren so stark wie möglich hervorgehoben.

Der Anfang des zweiten Satzes wirkte etwas schnell und fast schon gejagt. Der eine oder andere Bläser verlor da angesichts des hohen Tempos den Anschluss. Der dritte Satz der Neunten ist auch bei Ettinger etwas fürs Herz. Die langen, lyrischen

Passagen der Streicher und Holzbläser laden zu verträumten Ausspielungen ein. Den Kitsch ließ Ettinger glücklicherweise weg. Es klang also einfach rundum schön. Höhepunkt der Neunten ist natürlich ihr vierter Satz mit Chor und Solisten. Der Klangkörper, zusammengestellt aus Chor und Extrachor des Nationaltheaters und des Theaters Heidelberg, leistete hier Großes. Die solistischen Frauenstimmen waren besetzt mit Hye-Sung Na (Sopran) und Carolyn Frank (Mezzosopran) vom Theater Heidelberg. Den Tenor übernahm Jürgen Müller, den Bariton sein Mannheimer Kollege Karsten Mewes. Gelegentlich versanken die Solisten im mächtigen Orchesterklang. Dennoch ein überzeugendes Konzert.

Sehnsucht nach dem Süden

Galerie Lauth erinnert an den in Friesenheim geborenen Maler und Kunsterzieher Benno Eicher

VON SIGRID FEESER

Was vor Ort geschieht, droht manchmal verloren zu gehen. Am 19. Mai des letzten Jahres wäre der 1998 verstorbene Benno Eicher 100 Jahre alt geworden. Eine repräsentative Ausstellung gab es nicht. Die Galerie Lauth ist jetzt in die Breische gesprungen und zeigt knapp 30 Bilder und Zeichnungen des in Friesenheim geborenen Malers.

Natürlich werden sich die ehemaligen Schüler von Benno Eicher gern an ihren Lehrer erinnern. Eicher war bis 1975 Kunsterzieher am später in Geschwister-Scholl-Gymnasium um-

getauften Ludwigshafener Mädchen-gymnasiums – ein sehr beliebter übriger. In der regionalen Kunstszene war er alles andere als unbekannt, gehörte mit seinem Freund Robert Lauth 1952 zu den Gründern der Künstlergemeinschaft „Der Anker“, war Mitglied der „Arbeitsgemeinschaft Pfälzer Künstler“.

Das malerische und pädagogische Handwerk gelernt hatte Benno Eicher in München (dort Staatsexamen) und später an der Freien Akademie in Mannheim bei Enrico Trummer. Die Provinz blieb sein Schicksal, das er offenbar mit Fassung ertragen hat. Immer wieder sieht man an der kleinen, aus Familienbesitz stam-

menden Werkauswahl, wie methodisch sich der Maler mit den internationalen Strömungen in der Nachkriegs-Malerei auseinandergesetzt hat. Auf den Rückgriff auf den so genannten pfälzischen Impressionismus wird verzichtet (gut so!) und es ist schon spannend zu sehen, wie sich da einer abarbeitet an der Abstraktion der 50er Jahre, wie er alles prüft, streng reglementiert und am Ende doch zu etwas Eigenem findet.

Natürlich ist es die Sehnsucht nach dem Süden, sind es die gleichsam mit erstaunten Blicken gemalten Motive aus Italien, Griechenland, auch Afrika, die liegenden und (laut Bildtitel) klatschenden und ratschen-

den nackten Weiber, die geografisch mehr im antiken Niemandsland als in der Pfalz zu Hause sein dürften, denn dort geht es, wie wir alle wissen, in diesem Punkt eher gesittet zu. Eichers Sehnsuchtspotenzial ist hoch. Umso schöner, dass Ludwigshafener Hafenanränder und vor der BASF ankernde Schiffe in diese Künstlerliebe mit eingeschlossen sind, sicher sehr zur Freude jenes Publikums, das den Maler Benno Eicher nicht vergessen hat.

ÖFFNUNGSZEITEN

Galerie Lauth in Ludwigshafen, Mundenheimer Straße 252. bis 30. Juni. Mo-Fr 9-13/14.30-18.30 Uhr, Sa 10-13 Uhr.